

werden dürfen. Ich bin überzeugt, dass wir sie lösen können, gemeinsam, aber dafür müssen wir zuerst anerkennen, dass sie da sind. Dass sie nicht bloß Wahnvorstellungen von fremdenfeindlichen Menschen sind.

Wie ich in diesem Buch zeigen möchte, haben die meisten dieser Probleme mit tief verwurzelten Traditionen und Vorstellungen zu tun. Viele dieser Vorstellungen spielen eine wichtige Rolle in unserem Leben und haben auch ihre Berechtigung. Doch wir müssen bereit sein, Kompromisse einzugehen, wenn wir in Österreich eine neue Heimat finden wollen.

Letztlich ist mein Buch die Aufforderung zum Dialog, zum Kompromiss. Miteinander reden, einander verstehen, die Stärken und Schwächen der eigenen Lebensweise reflektieren.

Ich möchte nicht von Integration sprechen. Dieses Wort mag ich nicht besonders. Denn es bedeutet oft: Du musst so werden wie »wir«. Wer ist dieses Wir? Woraus besteht es? Soll ich alles vergessen – meine Geschichte, meine Religion, meine Traditionen, meine Identität? Die Belohnung für diesen Verzicht bleibt aus, denn am Ende bin ich nur der, der »super Deutsch spricht für einen Syrer« oder der »supergut integriert ist«. Aber wann hört die Integration auf und fängt das Leben an? Wer bestimmt das?

Statt Integration fordere ich Verständnis und Akzeptanz, sowohl von der syrischen als auch der europäischen Community. Wir sollten nicht vergessen, wofür die Menschen in Syrien und in vielen anderen arabischen Ländern gekämpft haben und gestorben sind: für ein freies Leben. Für ein friedliches Leben. Freiheit bedeutet für mich, den Mitmenschen wählen zu lassen, welches Lebensmodell er verfolgen möchte. Solange dieses Lebensmodell nicht zu Hass oder Gewalt führt und kein anderes Modell unterdrückt oder bedroht. Dafür ist gegenseitiges Verständnis die Grundvoraussetzung.

Zu diesem großen Projekt soll dieses Buch einen kleinen Teil beitragen. Und genau dafür ist es so wichtig, zu verstehen, dass die arabische Community nicht aus Tätern oder Opfern besteht, sondern aus Menschen. Keine politische Vereinnahmung schafft es, uns mit all unseren Stärken und Schwächen, Träumen und Ängsten, Hoffnungen und Zweifeln abzubilden. Aber umgekehrt ist es vielleicht möglich, ein Bild von uns zu zeichnen, wenn wir uns mit unseren Träumen und Ängsten, Hoffnungen und Zweifeln auseinandersetzen. Ehrlich und kritisch.

Als ich merkte, dass in meinen jugendlichen Liebesgedichten nur von mir die Rede war und nicht von dem, was täglich vor meiner Tür geschah, begann ich, politische Gedichte zu schreiben. Hier in Europa ist es die gleiche Motivation, die mich dieses Buch schreiben lässt. Doch eigentlich – und da ist es wieder, dieses Wort aus einer glücklicheren Welt – habe ich nie aufgehört, Liebesgedichte zu schreiben.

Der doppelte Omar

In der muslimisch-arabischen Community treffen in vielen Familien die Traditionen und Wertvorstellungen der älteren Generationen auf die Lebensrealität der jungen Menschen. In einer liberalen Gesellschaft, in der sich alle selbst verwirklichen können, lauert für die arabisch-muslimische Community die Sünde überall. Die Spannungen, die sich daraus ergeben, führen zu einer inneren Zerrissenheit vieler junger Menschen meiner Community. Diese Zerrissenheit hat schlimme Folgen.

Vor einiger Zeit traf ich mich in Wien mit ein paar Freunden. Ich kam spät in meine Wohnung zurück, es war gegen zehn. Mein Magen gab ein lautes, unfreundliches Geräusch von sich und erst jetzt bemerkte ich, dass ich noch gar nichts gegessen hatte. Ich beschloss, mir noch ein Abendessen zu besorgen.

Von meiner Wohnung ist es nicht weit bis zum Schwedenplatz. Ich holte mir dort einen Döner, aß ihn schnell auf und beschloss dann, noch einen kleinen Spaziergang zu unternehmen. Als ich die Stiegen zum Donaukanal hinunterstieg, traute ich meinen Augen nicht: Menschen schoben sich in Coronazeiten an beiden Seiten des Kanals mühsam in beide Richtungen. Vorwärts und rückwärts verschwammen in einem einzigen Gedränge. Ich dachte, wenn ich da jetzt reinspringe, dann gehe ich unter wie in der dunklen, kalten Donau.

Eilig ging ich ein paar Kilometer weiter und ließ die Massen hinter mir. Bald traf ich nur noch vereinzelt fröhliche Nachtschwärmer, die mir in diesen sorgengeplagten Pandemiezeiten vorkamen wie Leuchtfeuer in der Dunkelheit.

Ich setzte mich auf eine Bank, schaute auf das Wasser und zündete mir eine Zigarette an.

»Entschuldigung?«

Etwas erschrocken drehte ich mich um. Ich hatte nicht bemerkt, wie eine kleine Gruppe von Jugendlichen hinter mich getreten war. Es handelte sich um zwei Jungs und zwei Mädchen, ungefähr 16 oder 17 Jahre alt. Einer der Burschen hatte mich angesprochen.

»Entschuldige«, wiederholte er. »Können wir uns zu dir setzen?«

»Klar«, sagte ich. Die Bank war groß genug, außerdem stand davor noch ein kleiner Holztisch, auf den sich ein Junge mit einem Mädchen setzte.

»Wie heißt du denn?«, fragte ich, weil ich das immer frage, wenn ich jemanden kennenlerne. Ein Gebot der Höflichkeit. Seit »Woher kommst du?« als unhöflich gilt, obwohl ich persönlich Leuten gern von Ost-Ghouta und Damaskus erzähle, fange ich meine Gespräche eben so an.

»Omar«, antwortete er.

Ich musste lachen. »Ich heiße auch Omar.«

Der Junge grinste. Tatsächlich sah er auch aus wie Omar: Er hatte volles, schwarzes Haar, dunkle Augen und war bemüht, sich einen Bart wachsen zu lassen. So hatte ich in diesem Alter ungefähr ausgesehen.

»Was machst du?«, fragte er mich.

»Ich bin Schriftsteller«, sagte ich und erzählte kurz, was ich so schreibe.

Omar, der andere, nickte, als hätte er das alles schon oft gehört. »Coole Sache«, sagte er dann. »Ich könnte auch schreiben, über sie«, er zeigte auf eines der Mädchen, »über sie und ihn«, er zeigte auf das andere Mädchen und dessen Freund, »und über mich.« Er tippte sich mit dem Daumen auf seine Brust.

Er sah nicht nur aus wie Omar und hieß Omar, sondern er redete auch wie Omar. Während ich bald aufbrechen wollte, sprach er wie ein Wasserfall von seinen Freunden und sich.

»Sie ist halbe Österreicherin«, erklärte er mir mit Blick auf eine seiner Freundinnen. »Ihre Eltern sind total cool. Sie darf fortgehen, tanzen und trinken. Sie muss nicht um zwölf Uhr zu Hause sein. Und es ist egal, mit wem sie geht.«

Dann senkte er den Blick und sprach etwas leiser weiter. »Bei mir ist das ganz anders«, erzählte er. »Wenn meine Eltern wüssten, dass ich mit österreichischen Mädchen unterwegs bin, dass wir Party machen und trinken ... Ich muss immer darauf achten, dass ich die letzte U-Bahn erwische. Verpasse ich sie, muss ich meinen Eltern erzählen, ich hätte bei einem Freund geschlafen, den sie kennen. Und wenn sie dann dort anrufen, muss mein Freund die Geschichte bestätigen. Ich muss aufpassen, welche Freunde ich mit nach Hause bringe.«

Die anderen nickten bloß bei seiner Erzählung. Offenbar hatten sie das schon öfter gehört. Ich merkte, wie sehr das den Jungen belastete.

»Ich sollte wirklich ein Buch schreiben«, meinte er zum Abschluss.

Jungen Burschen, die ähnliche Probleme haben wie Omar, begegne ich in meinen Workshops oft. Ich halte diese Workshops in Schulen, wo es nur wenige Kinder mit Migrationshintergrund gibt, genauso wie in sogenannten »Brennpunktschulen«. Wobei ich diesen Begriff, ähnlich wie das Wort »Integration«, nicht mag. Wie sollen sich Kinder fühlen, deren Schule so bezeichnet wird? Kinder sind nicht dumm. Sie merken schnell, wie man über sie denkt. Drücken wir einer Schule ein Label auf, so brandmarken wir auch immer die Kinder darin.

Kinder mit Migrationshintergrund kommen tendenziell aus einkommensschwächeren Haushalten. Ihre Eltern sind, statistisch gesehen, weniger wahrscheinlich Akademiker. In Österreich wird Bildung, wie zahlreiche Studien zeigen, vererbt. Wenn die Eltern eines Kindes studiert haben, wird das Kind wahrscheinlich auch studieren. Umgekehrt gilt leider dasselbe Prinzip.

Unser Bildungssystem und unsere Gesellschaft lassen Kinder wie Omar im Stich. In der Schule, einer staatlichen Institution, die individuelle Unterschiede ausgleichen könnte, erfahren sie meist eine andere Behandlung als Kinder, die aus Akademikerfamilien kommen. Wenig Mühe wird darauf verwendet, ihren Eltern

verständlich zu machen, wie wichtig eine Ausbildung wäre. Dass Eltern sich nicht immer selbst für die Bildung ihrer Kinder einsetzen, muss nicht zwingend damit zusammenhängen, dass sie bildungsfeindlich sind. Viele denken einfach nicht daran, dass ihr Kind auf die Universität gehen könnte. Für sie ist klar: Die Universität, die ist etwas für reiche Österreicher. Und es ist traurig, dass in unserer Gesellschaft kaum etwas getan wird, um diesem Irrglauben entgegenzuwirken.

Auch die Bildungsinhalte selbst ignorieren die Kinder, die von ihnen profitieren sollten. Europa wundert sich, warum es in der arabischen Community noch antisemitische Vorurteile gibt. Doch in den meisten Schulen wird über die Zeit des Nationalsozialismus gerade mal ein Jahr gelehrt, sodass selbst viele Österreicher erschreckend wenig darüber wissen. Über die vielen Konflikte in der jüdischarabischen Geschichte wird überhaupt nicht gesprochen, obwohl sie heute noch aktuell sind. Es scheint, als erwarte man, dass in der arabischen Community die gesamte Aufklärungsarbeit von den Eltern geleistet wird.

Viele Familien, die neu nach Österreich kommen, haben in arabischen Schulen oft eine entstellte Version der Geschichte präsentiert bekommen: Darin werden Juden stereotypisch dargestellt, als feige und unsolidarisch, und Hitler nicht als wahnsinniger Diktator, sondern als Beschützer seines Volkes. Hier nährt sich ein Phänomen, das dann als Vorurteil gegen alle Araber Schule macht: In Wahrheit sind sie die Rassisten, sie sind antisemitisch und homophob.

Unbestreitbar gibt es hier also Nachholbedarf. Gerade Bildungseinrichtungen müssen bemüht sein, jungen Menschen ihre Geschichte kritisch und reflektiert näherzubringen. Rassismus, Antisemitismus, Homophobie – das nimmt in der europäischen sowie in der arabischen Geschichte viel Platz ein.

Wenn Kinder mit Migrationshintergrund keine Gelegenheit haben, etwas über ihre eigene Geschichte zu lernen, dann werden sie auf Social Media und das Internet zurückgreifen. Versuchen Sie mal, eine detaillierte und nüchterne Analyse eines historischen Themas im Internet zu finden. Viel Glück! Nach drei Klicks landen Sie bei irgendwelchen seltsamen Verschwörungstheorien. Und wenn Sie diese Theorien nur oft genug sehen, dann nehmen sie langsam einen festen Platz in Ihrem Kopf ein.

Schulen müssen für Kinder wie Omar ein Platz sein, an dem sie sich nicht wie Fremde fühlen, sondern an dem sie sich kritisch mit ihrer eigenen Geschichte auseinandersetzen können. Und an dem ihnen außerdem vermittelt wird, dass auch sie, die keine Juristen oder Ärzte in der Familie haben, studieren können, wenn sie sich anstrengen.

Doch es ist genauso naiv, zu glauben, ein gut funktionierendes Bildungssystem könne die gesamte Erziehung eines Kindes übernehmen. Die Eltern spielen eine große Rolle in der Entwicklung. Und das ist auch gut so, denn die elterliche Liebe und Zuwendung können nie durch die Schule ersetzt werden. Doch das bedeutet auch, dass die Eltern eine Verantwortung ihren Kindern gegenüber haben: die Verantwortung, Kindern Möglichkeiten, nicht Pflichten aufzuzeigen und sie zu unterstützen, nicht zu drängen.

Auf meinem Heimweg dachte ich noch lange über Omar nach. Es gab einen Omar, der seinen Eltern von seinem Leben in Österreich erzählen konnte. Der ihnen erklärte,

er würde anders leben, als sie es vielleicht von ihm erwartet hatten. Dieser Omar war ich. Und es gab einen Omar, der seine Eltern anlügen musste. Der Angst hatte, dass sie ihn nicht so akzeptieren würden, wie er war.

Damit kommt ein weiteres Vorurteil ins Spiel und etwas, das sich als sein wahrer Kern bezeichnen ließe: die Feigheit. Die Scheinheiligkeit. Der Sexismus.

Es gibt wenige Beleidigungen, die einen Araber so sehr treffen wie die Behauptung, er sei feige. »Warum geht ihr nicht zurück nach Syrien und kämpft dort?«, habe ich schon oft genug gehört, seit ich hier bin. Wie kann man so etwas ernsthaft fragen, wenn man in einem Land aufgewachsen ist, das zum Glück seit Jahrzehnten keinen Krieg mehr erlebt hat? In dem man nicht jeden Tag das Haus verlässt und sich umschaute nach den Soldaten, deren Schüsse man in der Nacht noch gehört hat?

Dabei haben wir gekämpft. Wir haben uns den Soldaten des Regimes mit nacktem Oberkörper entgegengestellt, gegen ihre Gewehrsalven gesungen. Wir haben ihnen Blumen geschenkt, auf ihre Gewalt mit Liebe geantwortet. Wenn alles um dich herum kämpft, ist es der größte Mut, diesem Kampf zu widerstehen. Wir haben gesehen, wie Freunde neben uns gestorben sind, haben die Erschütterungen der Häuser erlebt, die es neben uns zerrissen hat. Erst als der Schmerz nicht mehr zu ertragen war, sind wir geflüchtet. Sind wir deshalb feige?

Doch es gibt eine andere Art von Mut, die uns manchmal fehlt. Ich habe Freunde, die in Syrien Ähnliches oder sogar Schlimmeres erlebt haben als ich. Sie haben ihren Mut oft unter Beweis gestellt. Doch hier haben sie Angst, ihrer Familie zu erzählen, dass sie sich in eine österreichische Frau verliebt haben. Sie trauen sich nicht, ihren Freunden zu erzählen, dass sie am Wochenende in Discos gehen, trinken und tanzen. Oder sie erzählen es nur den Freunden, die das Gleiche tun und sich genauso schämen.

Doch entscheidet man sich dafür, führt man zwei getrennte Leben. Es gibt dann zwei Omars: einen, der mit seinen österreichischen Freunden und Freundinnen abhängt, tanzen geht, Alkohol trinkt. Und einen, der mit seiner syrischen Familie die Moschee besucht und bei jedem Fest versichert, nach einer guten Frau Ausschau zu halten. Ein Mensch hat aber eben nur ein Leben. Und jeder Versuch, zwei zu führen, macht krank und unglücklich.

Meiner Erfahrung nach flüchten übrigens die Menschen, die anderen am öftesten vorwerfen, sie lebten haram, am stärksten in diese heile Scheinwelt. Es ist fast so, als müssten sie für jede vermeintliche Sünde, die sie begehen, bei jemand anderem eine entdecken. Wie ein Reflex, um sich zu versichern: Ich bin nicht schlecht. Der andere ist es mindestens genauso!

Als ich in Graz einen Deutschkurs besuchte, saß ein Mann mit mir in der Klasse, vielleicht zehn Jahre älter als ich. Wir sprachen öfters miteinander. Eines Tages gingen wir beide nach Hause und schoben die Fahrräder, auf denen wir sonst fuhren, neben uns her. Ich erzählte ihm freimütig von meiner Situation. Ich hatte mich gerade in Alena verliebt und spürte diesen Konflikt in mir. Wie sollte ich damit umgehen? Ich dachte, er würde mich vielleicht verstehen, mir gut zureden. Doch das Gegenteil war der Fall.

»Nein, nein, nein«, rief er, »eine Europäerin?«, als wäre damit schon alles gesagt. Er erinnerte mich in diesem Moment an das, was ich oft von Europäern gehört habe: »Eine